



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

Stanford University Libraries



3 6105 120 026 757

Rosthorn, A.

Das soziale Leben der Chinesen.

STANFORD LIBRARIES

DS721

R839



STANFORD LIBRARIES
THE POWER LIBRARY
— ON —
WAR, REVOLUTION, AND PEACE

Das soziale Leben der Chinesen

Von

Arthur von Rosthorn

a. o. Gesandter und bev. Minister a. D.



DER NEUE GEIST / VERLAG / LEIPZIG

no. 19

Das soziale Leben der Chinesen

Von

Arthur von Rosthorn

a. o. Gesandter und bev. Minister a. D.



L

DER NEUE GEIST · VERLAG / LEIPZIG

THE HOOPER LIBRARY

Digitized by Google

226138

DS721
RF39

Vortrag, gehalten am 15. April 1919
in der Geographischen Gesellschaft zu Wien.

Copyright by Der Neue Geist-Verlag, Leipzig, 1919.

YERRELL SEVOON INT

Das soziale Leben der Chinesen.

Es wird auf den ersten Blick vielleicht unzeitgemäß erscheinen, heute, wo wir alle den Kopf voll haben mit Gedanken und Sorgen um die eigene Zukunft, über ein Land und ein Volk zu sprechen, welches unserem Gesichtskreise so weit entrückt ist; aber ich glaube und hoffe Sie zu überzeugen, daß unser Thema ein durchaus aktuelles ist. Denn mir scheint, wir waren schon viel zu lange in den engen Horizont unserer Heimat eingesponnen gewesen und es kann doch nur der Vergleich und der Kontrast die Licht- und Schattenseiten deutlich machen sowohl des Landes, dem wir unsere Betrachtung zuwenden, als auch des eigenen Landes.

Auf unseren Landkarten erscheint China klein; es gehört zu unseren nationalistischen Einseitigkeiten, daß wir stets unser eigenes Land in sehr viel größerem Maßstabe sehen und darstellen als fremde Länder. In Wirklichkeit ist China so groß wie ganz Europa ohne Rußland und seine Einwohnerzahl macht ungefähr den vierten Teil der Menschheit aus.

Die Bevölkerung ist am dichtesten an der Küste und den großen Stromläufen, wo sie die Dichtigkeit der belgischen Industriebezirke erreicht, und nimmt gegen das gebirgige Innere allmählich ab.

Das erste, was uns in China auffällt, ist die erstaunliche Menge der Menschen und ihre ameisenartige Beweglichkeit. Alle Welt scheint auf der Gasse zu sein, hin- und hereilend, kaufend und verkaufend, redend und gestikulierend. Man kann buchstäblich alles auf der Straße verrichten. Zahllose Hausierer schieben sich durch das Gedränge, jeder hat seinen charakteristi-

schen Ruf, begleitet von einem Signal von Trompete, Gong oder Triangel. Hier schiebt ein Mann auf einem Handkarren eine Garküche mit dampfenden Speisen vor sich her; man stellt sein Menü zusammen und verzehrt es hockend, während er die letzten Neuigkeiten kolportiert und hin und wieder die Passanten durch Zuruf anlockt. Dort kommt eine wandelnde Rasierstube; im Nu ist ein Schemel bereitgestellt, der Kopf mit heißem Wasser abgebrüht, das Haar auf Stirne und Schläfen mit dem Messer entfernt und der Zopf neu geflochten. Ein Geschichtenerzähler sammelt eine Schar von Zuhörern um sich; ein Wahrsager klappt mit den Orakelstäben in ihrem Becher; ein Flickschuster bietet seine Dienste an u. a. m. Alles das spielt sich im Freien ab, inmitten eines brandenden Verkehrs. Da gibt es keine Vorschriften „Links fahren“, „Rechts gehen“ u. dergl., aber alles weicht sich aus und nimmt Bedacht auch auf den blinden Mann und das kleine Kind, das über die Straße torkelt. Nur wenn eine Sänfte oder ein Lastenträger des Weges kommt, hört man den Ruf: Ich bitte um Licht! was so viel heißt wie Platz machen. Dieses Bild eines drängenden, lärmenden Straßenlebens ist dem egoistischen Europäer nicht sympathisch; der Chinese fühlt sich nirgends wohler, denn er ist ein eminent soziales Wesen. Der Geselligkeitstrieb ist der Grundzug seines Charakters und erklärt vieles in der Geschichte und den Einrichtungen seines Landes.

Das nächste, was uns an den Chinesen auffällt, ist die geringe Differenziertheit der Typen. Dadurch, daß alle die gleiche Tracht tragen, dieselbe Frisur haben und mit Ausnahme alter Männer bartlos sind, erscheinen die Chinesen dem fremden Auge so ähnlich wie ein Ei dem andern und es bedarf schon einiger Gewöhnung, um selbst die eigenen Diener zu unterscheiden. Bei näherer Bekanntschaft stellt sich heraus, daß sich die Chinesen, wie äußerlich, so auch in ihrem inneren Wesen, ihrem Gesichtskreis und ihrer Denkungsart, nur wenig unterscheiden. Der

Chinese ist kein Individualist; sein Geselligkeitstrieb, seine vollkommene Anpassung, die Unverbrüchlichkeit der Traditionen und Sitten und die jahrhundertelange Absperrung haben einen einheitlichen Typus hervorgebracht, wie er in der Welt einzig dasteht. Umgeben von Völkern, welche auf einer tieferen Kulturstufe standen und sich mehr oder weniger die chinesische Kultur aneigneten, wie Korea, Japan und Cochinchina, mußten die Chinesen sich für das zivilisierteste Volk der Erde halten. Selbst die Eroberer, welche China von Zeit zu Zeit unterjochten, wie die Mongolen und die Mandschus, haben sich im Laufe der Zeit assimiliert; wenn sie nicht aus dem Lande vertrieben wurden, wurden sie aufgesaugt. Der Verkehr mit den westlichen Nationen hat daran nichts geändert, denn diese Nationen haben sich zwar im Kriege überlegen gezeigt, aber keineswegs einen kulturell oder ethisch günstigen Eindruck gemacht. Man lernte sie fürchten, aber man achtete sie nicht. Dies ist ein Kapitel, über welches sich vieles sagen ließ, wozu mir Zeit und Raum fehlt.

Die dritte Beobachtung, die wir machen, ist die, daß sich das bunte Getriebe dieser dichtgedrängten Menschheit, nicht nur am Lande, sondern auch in der Millionenstadt, so gut wie ohne Reibung vollzieht, obschon der Polizeimann bis vor kurzem eine unbekannte Figur war und das Militär in wenigen Garnisonen konzentriert ist. Woher kommt dieser spontane Ordnungssinn und die heitere Zufriedenheit, die sich in der Miene und dem Gebaren des Volkes ausdrückt? Die Beantwortung dieser Fragen erschöpft eigentlich das Thema, über welches wir sprechen wollen: das soziale Leben der Chinesen.

China lebt zum weitaus überwiegenden Teile von der Landwirtschaft. Für ein agrarisches Volk ist die Landfrage, die Frage des Besitzes an Grund und Boden, eine Lebensfrage. Ich will hier nicht eine Geschichte der chinesischen Agrarpolitik geben, sondern nur über den Ausgangs- und Endpunkt der Ent-

wicklung einige Worte sagen. Ursprünglich war alles Land Staatseigentum und wurde an die Kolonisten — denn die Chinesen sind in ihre heutigen Wohnsitze eingewandert und haben sie ganz allmählich kolonisiert — in kleinen und vollkommen gleichen Parzellen für Lebenszeit abgegeben, wofür sie einen Zehent zu entrichten hatten. Später, im Zeitalter des Feudalismus, entstanden auf dem Boden Chinas rivalisierende Staaten, welche — ganz wie in Europa — im Kampfe um die Vorherrschaft immer größere Armeen und ergiebigere Staatsmittel benötigten. Damit nahm die Finanzpolitik, die Wissenschaft von der staatlichen Ausbeutung der Bürger, einen mächtigen Aufschwung, und eine andere Wissenschaft, welche das militaristische Europa neu entdeckt hat, die sogenannte „Bevölkerungspolitik“ oder die staatlichen Maßnahmen zur Hebung der Bevölkerungsziffer, war in China schon im 3. Jahrhundert v. Chr. bekannt. Beide dienten ausschließlich der Mehrung der Hausmacht einzelner Geschlechter; ihr Zweck war „Menschenmaterial“ und Geldmittel für den Krieg zu beschaffen. Dieser Politik stand die alte kommunistische Agrarverfassung im Wege; die gleichmäßige Verteilung von Grund und Boden wurde deshalb abgeschafft und die Erwerbung von Privatbesitz begünstigt, welche eine intensivere Ausnützung des Bodens versprach. So entstand das Privateigentum, der Großgrundbesitz, welcher bald zu einer ungeheuren Differenzierung von Reichtum und Armut führte. Nur ein geringer Teil der unabhängigen Bauernschaft konnte sich behaupten; die tüchtigeren Landarbeiter wurden Pächter, die weniger tüchtigen wurden Arbeiter oder Sklaven der Grundherrn. Da das Land fast die einzige Steuerquelle war, wurden ihm immer größere Lasten aufgebürdet und von den Besitzern auf die Pächter und Arbeiter überwältigt. Wenn die Verelendung einen unerträglichen Grad erreichte, kam es zu Revolutionen, in deren Gefolge dann wohl Reformen vorgenommen wurden, die aber nie sehr lange

wirksam blieben. Wie ein roter Faden zieht sich der Kreislauf von Bedrückung und Aufstand durch die Geschichte. Im Laufe der Zeit hat sich endlich ein System herausgebildet, welches dem Bauernstande gerecht ward, ohne den Grundherrn zu enteignen. Der Pachtvertrag kann, solange der Pachtzins bezahlt wird, nicht einseitig gekündigt werden und der Pächter hat im Falle seiner Auflösung Anspruch auf Entschädigung für Amortisationen. Auf diese Weise ist eine Art Erbpacht entstanden, welche von der Bevölkerung nicht als drückend empfunden wird. Ob der Staat als Pachtherr auftritt oder der Grundbesitzer, berührt den Pächter nicht, wenn nur die Pachtbedingungen durch gerechte Gesetze geregelt sind. Im Gegenteil, der Pächter kann gegen den Grundherrn den Schutz des Staates anrufen, während er dem Staate gegenüber vollkommen machtlos wäre. Das Studium der chinesischen Agrarwirtschaft kann unseren Sozialdemokraten nicht genug empfohlen werden und sie können darüber manchen Aufschluß finden in dem Buche von Simon: *La cité chinoise*.

Die Ergiebigkeit der Landwirtschaft dürfte nirgends ihresgleichen haben. Nicht als ob der Boden überall fruchtbar oder das Klima durchwegs günstig wäre. Nur das Alluvialland am Unterlaufe der großen Flüsse und kanalisierte Ebenen können als reicher Boden angesprochen werden, und was das Klima betrifft, vergeht kein Jahr, in dem nicht eine oder die andere Provinz von Ueberschwemmung oder Dürre heimgesucht wird. Die große Ergiebigkeit beruht vielmehr auf dem ungeheuren Kapital an menschlicher Arbeit, welches in ihm investiert ist und mit jedem Jahre anwächst. Es ist ein erfreulicher Anblick, wie im hügeligen Gelände der Fleiß der Menschen durch sorgfältige Terrassierung und Bewässerungsanlagen den steilsten Hängen fruchtbares Ackerland abgewonnen hat und wie rationell der Boden durch Kombination von Feldbau und Obstanlagen ausge-

nützt wird. In den wasserreichen Niederungen überwiegt der Reisbau, die ertragnisreichste aller Kulturen, welche auf gleicher Fläche eine dichtere Bevölkerung zu ernähren vermag, als jede andere, aber auch mehr Arbeit erfordert, weil der Reis bekanntlich nicht gesät, sondern gepflanzt oder gesteckt wird. Die erstaunlichste Leistung ist aber der Gemüsebau in der Nähe der Städte; da kann man sehen, wie in einer Saison fünf- bis sechsmal angebaut und geerntet wird, was allerdings intensivste Pflege und unaufhörliche Zufuhr von Düngestoffen und reichliche Bewässerung voraussetzt. Auch in China bewährt sich der Satz, daß in der Landwirtschaft Höchstleistungen nur im Kleinbetriebe möglich sind und die rationellste Bewirtschaftung bei einer Aufteilung des Landes in gleiche Parzellen von mäßigem Umfange erzielt wird.

Bei dieser Bewirtschaftung ist es kein Wunder, daß China das billigste Land der Welt ist. Billige Lebensmittel ermöglichen billige Arbeitskräfte, wie sie solche voraussetzen. Dieser Kreislauf — billige Lebensmittel, billige Arbeit — ist ein Gesetz, welches nicht nur für China, sondern für die ganze Welt gilt und dessen Umkehrung wir in Europa soeben erleben. In China konnte ein Arbeiter noch bis in die letzte Zeit mit drei mex. Dollar (zirka 7½ Kronen) im Monat sich und seine Familie ernähren und lebte dabei nicht schlechter als ein Arbeiter gleicher Kategorie in Europa. Eine weise Gesetzgebung war darauf bedacht, das Preisniveau der Lebensmittel niederzuhalten, indem sie die Ausfuhr von Zerealien jeder Art aus dem Lande und ebenso die Ausfuhr des Kupfergeldes, der einzigen geprägten Münze im Werte von ¼ Heller, welche für die Preisbildung im Kleinhandel maßgebend war, untersagte. Billiges Brot und kleine Geldeinheit sind die Faktoren, welche die billige Arbeitskraft bestimmen, und die billige Arbeitskraft ist die große Stärke Chinas. Man ist bei uns geneigt, billige Arbeitskräfte als ein Zeichen wirtschaftlicher

Rückständigkeit anzusehen und mag hierin Recht haben, wenn man nur Industrieländer mit annähernd gleichen Bedingungen zum Vergleich heranzieht. Aber die Billigkeit der Arbeitskraft ist immer nur eine relative — eine relative gegenüber den Lebensmittelpreisen, was für die Lebenshaltung des Arbeiters bestimmend ist, und eine relative gegenüber anderen Ländern, was die Konkurrenzfähigkeit gegenüber dem Auslande bedingt. Die niedrigen Löhne in China stehen im Einklang mit der Billigkeit des Lebens; die Konkurrenz mit dem Auslande hat China wegen der geringen Entwicklung der Industrie noch nicht aufnehmen können. Aber die wirtschaftlichen Vorteile für China zeigen sich in anderer Richtung. Einmal darin, daß das Land, obwohl vorwiegend agrarisch, in manchen Gegenden eine dichtere Bevölkerung zu ernähren vermag als die industriereichen Länder des Westens. China ist eines der wenigen Länder, in welchen der Familienzuwachs — wenigstens der männliche — noch als ein Gewinn für den Haushalt angesehen wird. Man braucht noch nicht zur künstlichen Einschränkung der Vermehrung zu schreiten — die Sitte der Kinderweglegung, von der so viel gesprochen wird, habe ich nur bei der Bootsbevölkerung einzelner Hafenstädte konstatieren können, wo der effektive Raummangel der Vermehrung gewisse Grenzen setzt —, diese wird aber allerdings durch die große Kindersterblichkeit einigermaßen kompensiert; noch war man bisher zu einer gewaltsamen Expansionspolitik oder zur Auswanderung in großem Stil genötigt, denn die Auswanderung ist nur eine vorübergehende und wird durch die Rückwanderung beinahe aufgewogen. Hingegen kann man behaupten, daß, wo immer die Chinesen sich in größerer Menge niedergelassen haben, in der Landwirtschaft, im Kleingewerbe und auch im Handel, keine Konkurrenz gegen sie aufzukommen vermag. Aus diesem Grunde ist jeder Versuch einer Kolonisierung chinesischen oder von Chinesen besiedelten Gebietes voll-

kommen ausgeschlossen. Selbst die Japaner werden die östlichen Provinzen (Mandschurei) zwar beherrschen und exploittieren, aber niemals kolonisieren können. Wo die Chinesen günstigere Erwerbsbedingungen finden als in ihrer überfüllten Heimat, in Haiti, Java oder Hinterindien, erwerben sie gewöhnlich in wenigen Jahren ein genügendes Betriebskapital, um in ihre Heimat zurückkehren und ein Geschäft gründen zu können. Die wenigen Leute aber, welche in den Kolonien zurückbleiben, werden durchwegs schwerreiche Leute. Wie unwiderstehlich die chinesische Konkurrenz ist, beweisen die strengen Absperrmaßnahmen, durch welche die Vereinigten Staaten und Australien sich vor der chinesischen Einwanderung zu schützen suchen und welche doch auf die Dauer keinen ausreichenden Schutz gegen die billige chinesische Arbeitskraft werden bilden können.

Wenden wir uns nun der Industrie zu, so haben wir es, von einigen modernen Ansätzen zur Fabrikindustrie abgesehen, mit Kleingewerbe und Hausindustrie zu tun. Das Handwerk ist in China so hoch entwickelt, daß es bis vor 60 Jahren ein Volk von 300 Millionen mit allen Artikeln eines komplizierten Bedarfs und Luxus gut und billig versorgte. Die herrlichen Produkte der Kunstindustrie sind allgemein bekannt; eine solche Meisterschaft kann nur erreicht werden, wo ein Volk durch hohe manuelle Fertigkeit und Technik im Handwerk dazu erzogen wurde. Das riesige Absatzgebiet hat nicht nur eine weitgehende Arbeitsteilung im Gewerbe hervorgerufen, sondern hat auch bewirkt, daß alle wichtigeren Gebrauchsartikel nur in einer beschränkten Anzahl von Typen erzeugt wurden. Die Gleichmäßigkeit der Sitten und der Mode kam dieser Tendenz entgegen und auf das Ausland brauchte keine Rücksicht genommen zu werden, weil dieses nur Rohstoffe bezog.

Die Einfuhr fremder Waren hat, soweit sie mit der inländischen Produktion überhaupt in Konkurrenz trat, das Klein-

gewerbe und die Hausindustrie nicht zu verdrängen vermocht, obschon die europäischen Mächte China einen Zolltarif diktiert haben, welcher die heimische Industrie schutzlos preisgab. Die europäischen Produkte haben vielmehr die besseren chinesischen Erzeugnisse nur bei den ärmeren Schichten durch ihre Billigkeit verdrängt, während Hausindustrie und Gewerbe sich trotz höherer Preise als Qualitätsindustrien behaupteten. In neuerer Zeit hat man eine Anzahl Fabriken ins Leben gerufen und gehofft, durch Ausnützung der billigen Arbeitskraft in der Konkurrenz einen Vorsprung zu erlangen. Der Erfolg blieb hinter den Erwartungen zurück; man kann eben ein Land nicht industrialisieren und den Arbeitslohn des Feldarbeiters beibehalten. Die Fabrikslöhne erfuhren eine sprunghafte Steigerung, welche bei fortschreitender Industrialisierung auf den übrigen Arbeitsmarkt übergreifen und ein industrielles Proletariat schaffen würde, welches in China bisher vollständig gefehlt hat.

Nachdem wir die materiellen Lebensbedingungen kennen gelernt haben, wenden wir uns den sozialen Verhältnissen zu. China ist meines Erachtens in viel höherem Maße sozialisiert als Europa. Ich verstehe unter Sozialisierung das Bewußtsein der Gleichheit und Solidarität der Bürger und ihre organische Verbindung zu gegenseitiger Anteilnahme und Hilfe. Dies ist nur möglich bei annähernd gleichen Lebensbedingungen; große Unterschiede im Wohlstand und der Lebenshaltung sind der Sozialisierung der Gesellschaft hinderlich. Solche Unterschiede bestehen bei der Landbevölkerung überhaupt nicht und sind beim städtischen Gewerbe nicht nennenswert. Beim Handel, der in den großen Städten konzentriert ist, sind die Unterschiede etwas größer, und das Beamtentum lassen wir einstweilen außer Betracht. Für die Bildung von Klassengegensätzen ist übrigens der Besitz weniger wichtig als der Verbrauch, und hinsichtlich des Verbrauches sind die Unterschiede noch viel geringer. An-

gebot und Sitte setzen dem Verbräuche ziemlich enge Grenzen. Prunksucht und Ostentation sind verpönt und kommen fast nur in den kaufmännischen Kreisen der europäischen Hafenstädte vor. Was den Reichen vom Armen unterscheidet, ist im wesentlichen nur der größere Haushalt, der zahlreiche Familien- und Sippenanhang und die Zahl der Dienerschaft.

Es gibt keinen erblichen Adel; wohl kam es unter der Monarchie zuweilen vor, daß verdiente Staatsmänner in den Adelsstand erhoben wurden, doch vererbte sich dieser nur auf den ältesten Sohn und stieg mit jeder Generation um einen Grad herab, so daß er in längstens fünf Generationen erlösch. Ebenso wenig gibt es einen Großgrundbesitz im Sinne eines landwirtschaftlichen Großbetriebs, und noch weniger eine Großindustrie. Diese wirtschaftliche und soziale Gleichheit, auf deren einzige Einschränkung ich später zurückkomme, gibt dem einfachen Bürger ein Gefühl der Unabhängigkeit, eine selbstsichere Haltung, welche ebenso fern von Unterwürfigkeit wie von Selbstüberhebung ist. Einen freieren Mann als den chinesischen Landmann kann man sich kaum denken; er hat nichts zu fürchten als den Zorn des Himmels, der ihm seine Ernte verderben kann. Das Gefühl der Freiheit beim gemeinen Mann beruht zum Teil auf dem Bewußtsein der Gleichheit und Solidarität mit seinesgleichen, zum Teil aber auch auf der beneidenswerten Freiheit vom Staate.

Der Chinese kennt keine allgemeine Wehrpflicht. Er zahlt seine Steuern in derselben Höhe, wie sein Vater und Großvater es getan, an die Dorfältesten, und diese führen sie an die Behörden ab. Mit dem Gerichte kommt er kaum je in Berührung, denn alle Besitzstreitigkeiten werden durch Schiedsspruch geschlichtet, und Gerichte tragen bisweilen die Aufschrift: Hütet euch vor Prozessen. Alle Fragen der Wohlfahrt der Schule, der Straßen und insbesondere des Wasserrechts werden durch die

Gemeinden autonom geregelt. Der geringste Regierungsbeamte verwaltet einen politischen Bezirk von der Größe einer unserer Bezirkshauptmannschaften und versieht nebenbei die Finanzverwaltung und das Richteramt seines Bezirkes. Es gibt gegen 1500 solcher Bezirke, so daß also ein Verwaltungsbeamter auf 200 000 Einwohner entfällt. Alles was außerhalb der genannten Funktionen liegt, ist der Selbstverwaltung überlassen. Die Selbstverwaltung wird durch die gentry im Ehrenamt besorgt. Bei uns kennt man den Begriff der gentry nicht, wie es auch keinen Namen dafür gibt. Die gentry setzt sich aus den Honoratioren oder Respektspersonen des Ortes zusammen, als da sind ausgediente Beamte, Besitzer akademischer Grade, wohlhabende Bürger von anerkannter Rechtlichkeit. Alter und Bildungsgrad sind die vornehmsten Qualifikationen. Die gentry hat einen ungeheuren Einfluß; in ihr verkörpert sich die öffentliche Meinung; sie interveniert, wo nötig, bei den Behörden und verfügt über Beziehungen, welche bis zu den Zensoren hinaufreichen. Die Zensoren sind ein Amt, wie es kein anderes Land besitzt. Es gibt Zensoren für jedes Ressort und Zensoren für jede Provinz; einzeln sind sie öffentliche Ankläger oder Kronanwälte, kollektiv bilden sie eine Art Verwaltungsgerichtshof. Jeder Zensor kann durch eine Beschwerde wegen Verwaltungsverstoßes eine Enquete provozieren. In solcher Weise ist die nominelle Autokratie — ich spreche hier vom Kaisertum, nicht von der neugebackenen Republik — durch demokratische Einrichtungen glücklich ergänzt, und der Bürger hat tatsächlich nicht das Gefühl, regiert zu werden. Was das zu bedeuten hat, können wir, die wir in Polizeistaaten aufgewachsen sind, kaum ermessen.

Es ist jedenfalls ein Beweis hoher Gesittung und ein Maßstab für den Respekt vor dem Recht und der sozialen Achtung der Mitbürger, daß das Riesenreich bis vor wenigen Jahren ganz ohne Polizei regiert wurde. Man stelle sich einen beliebigen

Staat Europas auch nur eine Woche lang ohne Polizei vor! Daß trotzdem in China weniger Verbrechen vorkommen als bei uns, geht aus der geringen Zahl der Hinrichtungen hervor, obschon die Strafgesetze weit drakonischer sind als die unseren und viele Verbrechen, die bei uns nur mit Freiheitsstrafen geahndet werden, dort die Todesstrafe nach sich ziehen. Ueber die Zahl der Hinrichtungen ist man aber deshalb orientiert, weil für dieselben die kaiserliche Sanktion eingeholt und im Amtsblatte veröffentlicht wurde. Die Exekution fand an bestimmten Tagen des Jahres öffentlich statt; die gewöhnliche Form war die Enthauptung, doch konnte diese durch kaiserliche Gnade in Selbsterdrosselung umgewandelt werden, in welchem Falle dem Betreffenden die berühmte gelbe Seidenschnur zugeschickt wurde.

In neuester Zeit hat das Polizeiwesen allerdings sehr zugenommen, namentlich in den Hafenstädten und Verkehrszentren. Erstens hat die Demoralisation und das Verbrechen überhandgenommen, was zum Teil direkt auf fremde Einflüsse zurückzuführen ist — ich erinnere an die Opiumbuden, Spielhäuser, Bordelle und Spelunken der fremden Settlements —, und zweitens bedient sich die Regierung der Polizei heute gerne — nach fremden Muster — zu politischen Zwecken. In dem Maße wie China sich europäisiert — und dies geschieht unter dem republikanischen Regime in beschleunigtem Tempo —, wird die Polizei ein immer unentbehrlicheres Werkzeug in den Händen der Regierung werden. Aber heute gibt es im Innern Chinas noch viele Distrikte, so groß wie Kärnten oder Salzburg, wo kein Polizist zu sehen ist und die öffentliche Sicherheit mindestens ebenso groß ist, als hierzulande im tiefsten Frieden.

Woher kommt nun die merkwürdige Erscheinung, daß in einem Lande wie China die Sicherheit von Leben und Eigentum, diese primärste Funktion des Staates, sozusagen ohne jegliches Zutun der Obrigkeit gewährleistet wird? Ich glaube dies auf

verschiedene Ursachen zurückführen zu sollen. Erstens ist die Erziehung, die häusliche wie die Schulerziehung, in China viel weniger eine intellektuelle als vielmehr eine moralische. Die konfuzianischen Schriften, aus welchen die Jugend bis zum vierzehnten Lebensjahre alle Weisheit schöpft, sind nichts anderes als angewandte Moralphilosophie. Obenan steht der Satz: „Der Mensch ist gut“, und dieser Satz wird in allen nur möglichen Variationen, im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, unter Geschwistern und Freunden, gegenüber dem Alter und der Jugend, und endlich auch im Verhältnis des Untertans zum Fürsten abgewandelt. Es wird aus unzähligen Beispielen aus der Geschichte dargetan, wie die Rechtschaffenheit stets zum Erfolge, Pflichtvergessenheit unfehlbar zum Verderben führt. Dazu kommt, daß in China von Alters her die Vorbilder bürgerlicher Tugend hoch geehrt wurden. Die zahlreichen Ehrenporten und Torbögen, denen man in Städten und größeren Ortschaften begegnet, sind nichts anderes als Denkmäler, welche die Bevölkerung verdienten Beamten oder Mitbürgern (auch Frauen), welche sich durch Wohltätigkeit oder Tugend (z. B. die Ablehnung einer Ehe, um sich der Pflege bejahrter Eltern zu widmen) ausgezeichnet haben, — immer mit kaiserlicher Genehmigung — errichtet wurden. In den umfangreichen Geschichtswerken füllen die Lebensbeschreibungen verdienter oder durch Weisheit und Tugend hervorragender Männer und Frauen ganze Bände, und es gibt für den Chinesen keine Ehrung, welche jener gleichkäme, in der Geschichte oder selbst in der Lokalchronik erwähnt zu werden.

Ein zweites Moment, welches die öffentliche Moral günstig beeinflusst, ist der gesellschaftliche Verkehr, welcher ungleich intensiver ist als bei uns. Wenn zwei fremde Menschen sich begegnen, sprechen sie sich regelmäßig an, und wäre es auch nur mit einem „Woher des Weges?“ oder „Habt Ihr gefrühstückt?“

Geht man an einem Gehöft vorüber, so wird man unfehlbar aufgefordert einzutreten, und der Aermste scheut sich nicht, einen vornehmen Beamten einzuladen, an seiner Schüssel Hirsebrei teilzunehmen. Es wäre ein grober Verstoß, seine Pfeife anzuzünden, ohne sie den zufällig anwesenden Bekannten anzubieten. Am Lande tun sich die Leute zu gemeinsamer Arbeit zusammen, sie treffen sich an Markttagen am Platze, an Festtagen im Tempel oder Theater. Das Theater wird von wandernden Truppen auf offener Bühne im Freien gespielt; das Entree ist frei, das Honorar der Schauspieler wird entweder von einem Beamten, der sich populär machen will, gespendet oder von den wohlhabenden Bürgern subskribiert. Am Feierabend sitzen die Familien auf der Straße, auf den Stufen vor ihren Häusern oder unter den alten Bäumen am Marktplatze. Da wird das geringste Ereignis eifrig besprochen; jedermann kennt sich, selbst in kleineren Städten und großen Marktflecken, und weiß Bescheid über die intimsten Verhältnisse aller anderen. Diese Oeffentlichkeit des Lebens und die gegenseitige Kontrolle, die sie ermöglicht, ist für den moralischen Lebenswandel der Bürger gewiß sehr förderlich.

Ein drittes, wichtiges Moment der Ordnung ist die Organisation. Das Grundprinzip derselben ist die Kollektivverantwortung. Der Familienvater ist verantwortlich für die Mitglieder seines Haushalts, die Dorfältesten sind verantwortlich für die Bewohner der Gemeinde; in den Städten haften zwei oder drei unbescholtene Hausbesitzer in jeder Straße für die Ordnung, die Gilde haftet für ihre Genossen usw. Das Strafgesetz sieht vor, daß bei besonders schweren politischen Verbrechen außer dem Delinquenten auch dessen unmittelbare Vor- und Nachfahren der Strafe verfallen. Die Geschichte weiß von einem Falle zu erzählen, wo dieses Gesetz gegen einen kaiserlichen Prinzen hätte angewendet werden sollen und, da man sich an der Person des Kaisers nicht vorgreifen konnte, an dem Erzieher des Prinzen

vollstreckt wurde. Dieses Prinzip, welches als ein Rest der alten Sippenordnung angesehen werden kann, mag sehr hart und grausam erscheinen, hat aber, wie mir scheint, eine außerordentlich heilsame Wirkung auf die öffentliche Moral ausgeübt. Mancher Verbrecher, den keine Strafe zurückzuschrecken vermöchte, wird durch den Gedanken zurückgehalten, daß sein Vater oder sein Sohn involviert werden könnte.

Durch diese Organisation wird in jedem Orte, in jeder Straße, vor jedem Haus die Allgemeinheit an der Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung interessiert. Zur Erläuterung will ich ein kleines Erlebnis erzählen. Auf einer Inlandreise kam ich in ein Dorf der Provinz Hupei, welches als sehr fremdenfeindlich galt. Vor Jahren hatten Europäer dort gejagt und eine Frau angeschossen, worauf die Bewohner die Fremden mißhandelten und verjagten. Dem Dorfe wurde von der Regierung eine empfindliche Geldbuße auferlegt, und seither konnte sich kein Europäer dort zeigen, ohne beschimpft und mit Steinen beworfen zu werden. So ging es auch mir. Ich zog mich in ein chinesisches Speisehaus zurück, doch die Menge folgte mir dahin und wurde immer bedrohlicher. Der Wirt riet mir, durch eine Hintertüre zu entweichen. Ich ließ mich überreden und kam vom Regen in die Traufe. Von einem johlenden Pöbel umgeben und ein vielstimmiges „Tötet ihn“ in den Ohren, fühlte ich, wie einige Burschen sich an mich herandrängten und mich kräftig gegen den Straßenausgang stießen. Hier empfingen mich andere und schoben mich weiter. So ging es fort bis an den Rand des Dorfes. Ich will die Anekdote nicht zu Ende erzählen, weil es mir nur darauf ankommt, zu zeigen, wie das Verantwortungsprinzip wirkt. Was immer mir geschehen mochte, jeder war bemüht, zu verhindern, daß es vor seiner Tür oder in seinem Rayon geschah. Es soll vorkommen, daß sich Leute, um sich an einem Feinde zu rächen, an dem Torpfosten seines Hauses erhängen.

Wenn erst China seine Gesetze nach europäischem Muster kodifiziert haben wird, wenn an Stelle des Rechtsgefühls eine Paragraphensammlung getreten sein wird, dann wird auch der Begriff der Kollektivverantwortung aus der Rechtspflege ausscheiden. Ein Heer von Advokaten (ein bisher unbekannter Beruf) wird entstehen und eine Armee von Polizisten notwendig sein, um Ruhe und Ordnung zu erhalten. Die Zivilgerichte werden nicht mehr die Aufschrift tragen: „Hütet euch vor Prozessen“, doch wird vielleicht der common sense des Volkes noch eine Zeitlang an der Gewohnheit festhalten, Streitigkeiten durch Schiedsspruch auszutragen.

Ich glaube gezeigt zu haben, daß die Sozialisierung der Gesellschaft in China viel weiter fortgeschritten ist als in den Ländern des Westens, und daß die Freiheit und Friedfertigkeit der Chinesen in erster Linie hierauf beruht. Die Sozialisierung ist allerdings etwas ganz anderes, als was man hierzulande darunter versteht. Was man hier als das Endziel des Sozialismus hinzustellen pflegt, die soziale Gleichstellung der Bürger, ist dort im wesentlichen erreicht. Es gibt keine bevorzugte Klasse, keinen Erbadel, keinen Großgrundbesitz, keine Großindustrie. Die Bureaukratie ist kaum fühlbar; die Bevölkerung kommt mit ihr in keine Berührung, was nur möglich ist durch die hochentwickelte Selbstverwaltung, durch das System der Kollektivverantwortung (auch in Steuersachen) und durch die geringe Inanspruchnahme der Behörden durch Rechtsstreitigkeiten.

Und dennoch gibt es eine Oberschichte, welche sich von den breiten Massen der Bevölkerung deutlich abhebt: die Klasse der Gebildeten, speziell der akademisch Graduierten. Das Bild der chinesischen Gesellschaft wäre ganz und gar unvollständig, wollten wir dieser Klasse den ihr gebührenden Raum nicht einräumen. Aus dieser Klasse rekrutiert sich die Beamtschaft; sie selbst aber ruht auf ganz demokratischer Grundlage und

rekrutiert sich aus dem Volke. Das Examen ist der einzige Weg zu Amt und Würden. Es ist ein langer und mühevoller Weg über ein kompliziertes System von Prüfungen, welches eine unbittliche Auslese hält. Ich will dieses System kurz skizzieren. Der Unterricht ist Privatsache; die Prüfungen sind staatlich. Wohlhabende Bürger nehmen einen Lehrer ins Haus oder geben ihre Söhne zu einem Lettré in Kost und Lehre. Schulen gibt es in jedem Dorf, aber es sind Privatschulen. Jeder Literat kann eine Schule eröffnen, wo er will; aber in der Regel ist es die Gemeinde, welche einen Lehrer engagiert und ihm ein bescheidenes Einkommen garantiert. Auch gibt es Schulvereine, welche unentgeltliche Schulen unterhalten. Es gibt drei Staatsprüfungen. Die erste Prüfung findet jedes dritte Jahr in der Bezirkshauptstadt statt; über die Zulassung entscheidet eine Vorprüfung. Die Zahl der zu erteilenden Grade ist kontingentiert, d. h. in jedem Bezirk kann nur einer bestimmten Anzahl von Bewerbern der Grad verliehen werden, gleichgültig wieviel Kandidaten zur Prüfung zugelassen werden. Die Prüfung ist also eine Konkurrenz; das Verhältnis ungefähr 1 : 10. Das gleiche Prinzip gilt auch für die zweite Prüfung, welche in der Provinzhauptstadt, und für die dritte, welche in der Reichshauptstadt abgehalten wird. Die Zulassung zu den höheren Prüfungen setzt natürlich den Besitz des nächstniederen Grades voraus. An der Spitze der Prüfungskommission steht ein kaiserlicher Kommissar. Man kann jede Prüfung in dreijährigen Intervallen so oft wiederholen wie man will, und es kommt nicht selten vor, daß Vater und Sohn sich zu demselben Examen melden.

Die Prüfungsgegenstände sind bei allen drei Prüfungen ungefähr dieselben: Interpretation von Stellen aus den klassischen Schriften des Konfuzianismus, ein Essay historisch-politischen Inhalts, Poesie und Schönschreibekunst. Man sieht, es ist ausschließlich humanistisches Wissen, auf welches Wert gelegt wird.

Die kanonischen Bücher muß man buchstäblich auswendig können; die Essays erfordern große Belesenheit, Urteil und Stil; mit der Poesie und der Kalligraphie ist die Kunst im Kurrikulum aufgenommen. Die Abwesenheit der naturwissenschaftlichen Disziplinen ist gewiß eine Lücke, welche dem Lehrsystem einen unmodernen, mittelalterlichen Anstrich gibt; die Lücke ist indessen kaum größer oder bedenklicher als jene, welche das Fehlen jeder staatsbürgerlichen Erziehung in unserem System aufweist. Die Poesie und die Kalligraphie — die letztere nach chinesischen Begriffen die höchste und schwerste der darstellenden Künste — verleihen dem Literaten erst jene ästhetische Verfeinerung, die ihn auf eine höhere gesellschaftliche Stufe erhebt und ihm z. B. den Vorrang vor dem Reichtum sichert. Dem Volke gegenüber ist er überdies der berufene Exponent der als Religion rezipierten konfuzianischen Morallehre.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß nur ein sehr kleiner Bruchteil der Studierten einen höheren akademischen Grad erreicht und ein noch viel geringerer das materielle Ziel, den Eintritt in die Beamtenlaufbahn. Denn mit der Prüfung allein ist noch nicht alles getan. Obwohl die Erlangung des zweiten Grades den Anspruch verleiht, auf die Liste der Anwärter für die unterste Stufe der politischen Beamtenkarriere gesetzt zu werden, ist die Zahl der Posten so gering und jene der Anwärter so groß, daß eine übermenschliche Lebensdauer notwendig wäre, um an die Reihe zu kommen. Hier setzt nun die Finanzierung ein. Ein Graduierter kann nämlich ein Amt kaufen, indem er einen effektiven Beamten mit einer Pauschalsumme abfindet, oder er kann durch Bestechung der Provinzialbehörden die provisorische Leitung eines vakanten Postens erlangen, die sehr oft in ein Definitivum übergeht. Es gibt eigene Banken, welche sich damit befassen, qualifizierten Kandidaten die nötigen Vorschüsse zu gewähren, und ich habe in einem Prospekt die sonderbare

Bestimmung gelesen, daß Anwärtern, welche bejahrte Eltern haben, keine Vorschüsse gegeben werden. Der Grund hierfür ist der, daß jeder Beamte im Falle des Ablebens eines seiner Eltern sein Amt niederlegen muß und durch drei Jahre kein neues Amt bekleiden kann.

Es ist evident, daß dieses System ein ungeheures gebildetes Proletariat hervorbringen mußte, welches einen um so schwereren Stand hat, als die Literaten denn doch durch die Sitte gehalten sind, ein gewisses Dekorament zu wahren und nicht unter ein bestimmtes Niveau der Lebensführung herabzusinken. Welche Berufe stehen nun dem Literaten außer der Beamtenkarriere noch offen? Erstens der Lehrerberuf. Jeder Graduierte kann, wie gesagt, eine Schule eröffnen, wann und wo er immer will. Aber es ist ein überaus kümmerliches Auskommen, und nur die ärmsten und minderbegabten Lettrés werden Dorfschullehrer. Etwas besser steht sich der Hauslehrer in einer guten Familie; jedenfalls absorbiert der Lehrerberuf eine sehr große Anzahl von Literaten. Dazu kommt zweitens das Heer von Unterbeamten, Sekretären, Schreibern u. dgl., welche die effektiven Beamten auf ihre Posten mitbringen und selbst besolden. Hierfür kommen in erster Linie arme Verwandte, Studienkollegen und engere Landsleute in Betracht. Endlich spielt in China das Mäzenentum eine nicht geringe Rolle. Kein hoher Beamter, überhaupt kaum ein reicher Mann, der nicht einige Literaten bei sich aufnimmt oder unterstützt. In dieser Klientenstellung kommen den Literaten ihre Verskunst und Kalligraphie, wie auch die von vielen ausgeübte Malerei, sehr zustatten. Denn es ist unter den Vornehmen und Reichen üblich, bei allen möglichen Gelegenheiten Geschenke in der Form von Poesien, Sinnsprüchen und Bildern auszutauschen, und so findet ein Künstler am Hofe eines Prinzen oder Statthalters immer reichliche Beschäftigung. Neben der aus Neigung oder Mode betriebenen Sammlung seltener Bücher

und Antiquitäten ist die Patronanz von Künstlern und Gelehrten eine der wenigen Formen des Luxus reicher und hochgestellter Persönlichkeiten. Die Zahl der Haushaltungsgenossen ist ein so allgemeiner Maßstab des Wohlstandes, daß man sehr oft die Frage hört: Wieviele Köpfe zählt Ihr Haushalt? Als ein Ueberbleibsel der alten Sippenordnung, welche sich im Ahnenkult erhalten hat, ist der Glanz und Wohlstand desjenigen, der im Staatsdienst Karriere gemacht hat, Gemeingut der Sippe, an dem selbst die fernsten Verwandten teilnehmen zu dürfen glauben. So füllt sich sein Haus mit allerlei Anhang. Auch wird von ihm erwartet, daß er etwas für seine Heimatgemeinde tue, etwa einen Tempel instandsetzen lasse oder im Falle einer Mißernte eine offene Hand zeige. Es ist daher kein seltsamer Fall, daß ein hoher Würdenträger, der vielleicht jahrelang den einträglichen Posten eines Generalgouverneurs innegehabt hat, stirbt, ohne ein Vermögen zu hinterlassen. Ein notorischer Fall war der berühmte Tschang Tschö-tung, für dessen Begräbniskosten seine Freunde eine Kollekte veranstalten mußten.

Andererseits ist es nicht nur der höchste Ehrgeiz jedes Literaten, im öffentlichen Dienste aufzusteigen — und das demokratische System erlaubt es auch dem letzten und ärmsten, diesen Ehrgeiz zu hegen —, sondern es ist auch jede Stadt und jedes Dorf daran interessiert, daß einer oder der andere ihrer Söhne Karriere mache. Es kommt häufig vor, daß die Leute Geld zusammensteuern, um einem armen, aber begabten Jüngling das Studium und die Reisen zu den Prüfungen zu ermöglichen. Man darf nicht glauben, daß dies bloß aus Berechnung und Eigennutz geschieht, vielmehr wird das Motiv hauptsächlich im Lokalpatriotismus zu suchen sein und in dem berechtigten Stolz, viele bedeutende Männer aus dem heimatlichen Gaue hervorgehen zu sehen. Manche Orte in Kiangsu und Chekiang haben hierin geradezu eine Berühmtheit erlangt. Ueberhaupt ist die Achtung

vor der Bildung bei den Chinesen eine so hohe und allgemeine, daß Neid und Mißgunst gegen die bevorzugte Klasse der Literaten nicht aufkommen. Es ist bekannt, daß es in China schon als ein Verstoß gilt, auf ein beschriebenes oder bedrucktes Blatt Papier zu treten, und es gibt in den Städten eigene Vereine, welche solche Papierfragmente in den Straßen sammeln und in besonderen Schreinen verbrennen lassen. Freilich in der Aera der Zeitungen, welche auch für China begonnen hat, wird wohl auch die Ehrfurcht vor dem geschriebenen Wort bald schwinden und diese schöne Sitte in Vergessenheit geraten.

Die Tage der Literatenklasse sind gezählt. Das alte Prüfungssystem ist in den letzten Jahren abgeschafft und durch öffentliche Schulen nach europäischem Muster ersetzt worden. Der Jungchinese, welcher aus diesen Schulen hervorgeht, hat ähnlich wie unser Abiturient ein oberflächliches Wissen über alle möglichen Dinge; doch fehlt es ihm an Gründlichkeit in allen Dingen, und es fehlt ihm vor allem an jenem feinen Formgefühl und Schliff, welche die Geistesaristokratie Chinas bisher ausgezeichneten. Die Revolution des Jahres 1911 war keine Volkserhebung; sie war das Werk von vielleicht 2000 jungen Leuten, welche in Amerika und Japan studiert und sich die halbverstandenen Phrasen von Demokratie und Freiheit angeeignet hatten. Der Umsturz verfolgte hauptsächlich den Zweck, diese Vertreter des Jungchinesentums, welche weder im Volke einen Rückhalt besaßen noch in Literatenkreisen Sympathie erweckten, ans Ruder zu bringen. Es ist ihnen mit Hilfe der undisziplinierten Armee gelungen. Was die Zukunft bringen wird, läßt sich nicht voraussehen. Bisher hat sich das republikanische Regime nicht als segensreich erwiesen. Die politische Verwaltung ist der Militärmacht ausgeliefert; diese ist in verschiedene Lager geteilt, der Verband der Provinzen gelockert und das Reich in mehrere unabhängige Regionen zerrissen. Die Schuldenlast hat zu-

genommen, die Verpfändung der Hoheitsrechte an fremde Staaten schreitet fort, und die Korruption hat eine nie dagewesene Höhe erreicht. China ist nach außen völlig machtlos und, seit mit Ausbruch des Weltkrieges das Gleichgewicht der Mächte zerstört ist, rettungslos an Japan verfallen.

Alles das mag vorübergehen. Was aber für immer dahin ist, ist die ruhige Sorglosigkeit eines arbeitsamen und freien Volkes und die schlichte Vornehmheit eines geachteten Literatentums. Ich fragte einst scherzweise die Leute in einem Dorfe, ob sie sich vor den Fremden fürchten. Nein, sagten sie, wir fürchten niemanden, außer unsere Soldaten und die Studenten der neuen Schule.

Der Neue Geist · Verlag / Leipzig

Der Neue Geist

Eine Schriftenreihe / Gr.-8° / Jedes Heft M. 1.50

1. *Rabindranath Tagore* / Der Geist Japans
2. *Albrecht Mendelssohn Bartholdy* / Irland, ein Beispiel der Machtpolitik
3. *Felix Weltsch* / Organische Demokratie
4. *Kurt Hiller* / Ein Deutsches Herrenhaus
5. *Rudolf Leonhard* / Bemerkungen zum Reichsjugendwehrgesetz
6. *Paul Adler* / Vom Geist der Volkswirtschaft
7. *Alfred Lemm* / Vom Wesen der wahren Vaterlandsliebe
8. *Heinrich Lammasch* / Der Friedensverband der Staaten
9. *Franz Eulenburg* / Neue Wege der Wirtschaft
10. *Emil Lederer* / Soziologie der Revolutionen
11. *Albrecht Mendelssohn Bartholdy* / Der Völkerbund
12. *Hans Blüher* / Familie und Männerbund
13. *Alfred Lemm* / Der Weg der Deutschjuden
14. *Otto Westphal* / Deutsche Nationalversammlung
15. *Hans Gehrig* / Student und Vaterland
16. *Max Graf Montgelas* / Beiträge zur Völkerbundfrage
17. *P. Eberhardt* / An den geistigen Adel deutscher Nation
18. *Arthur von Rosthorn* / Unser Verhältnis zu China
19. *Arthur von Rosthorn* / Das soziale Leben der Chinesen

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Druck von Oscar Braudetetter in Leipzig

